

# Georgios Gemistos Plethon.

Von

D. Dr. Johannes Dräseke,

Professor am Matthias Claudius-Gymnasium zu Wandsbeck.

Dafs das Wiederaufleben des klassischen Altertums in Italien eine wesentliche Vorbedingung für die deutsche Reformation war, dafs derselben insbesondere die liebevoll und begeistert eindringende Beschäftigung mit den im Mittelalter vergessenen oder meist nur inhaltlich gewürdigten Werken der römischen und griechischen Klassiker gerade von Seiten der Deutschen in ihrem Kampfe gegen die Verweltlichung der römischen Kirche, die Verunstaltung ihrer Lehre, das vielfach schandbare Leben und die Unwissenheit der Geistlichen die wirksamsten Waffen geliefert hat, das sind Wahrheiten, die je dann und wann ins Gedächtnis zu rufen durchaus nicht überflüssig oder unzeitgemäß ist. Der allgemeine geistige und ästhetische Gehalt des Altertums war im Mittelalter verloren gegangen. Männer wie Petrarca (gest. 1374) und sein Schüler Boccaccio (gest. 1375) liefsen das klassische Altertum in neuer Gestalt wieder aufleben. Man sah jetzt nicht mehr auf den Inhalt der Schriftsteller allein, die Formschönheit und von geläutertstem Kunstgeschmack zeugende Vollendung ihrer Werke waren es, auf die jetzt das Hauptgewicht gelegt wurde. Durch Petrarca, der auf zahlreichen Reisen in Italien, der Schweiz und den Niederlanden den Spuren des Altertums unermüdlich nachzugehen, die verschollenen Reste desselben wieder aufzufinden sich bemühte und dem es u. a. gelang, Seneca, Quintilians und Ciceros

rhetorische Schriften aus dem staubigen Dunkel der Bibliotheken wieder ans Licht zu ziehen, ward zum erstenmale der Begriff der weltlichen Kunst und Dichtung wieder zu Ehren gebracht. Boccaccio, der die erste griechische Mythologie schrieb, hat Italien wieder daran gewöhnt, sich lieber in die heitere griechische Götterwelt zu versetzen, als in die toten, geistlosen Spitzfindigkeiten des scholastischen Dogmas sich zu vertiefen. Der einseitig gefasste Begriff des katholischen Priestertums tritt jetzt in den Hintergrund vor dem der Menschheit, und zwar diese ausgerüstet gedacht mit dem schönen Erbe, das Gott ihr an Verstand, Edelmut und Begeisterung gegeben, freilich aber auch behaftet mit allen jenen Schwächen, wie Leichtfertigkeit, Eitelkeit und Ruhmsucht, an denen wir besonders italienische Humanisten kranken sehen. Aber das Altertum füllte doch einmal wieder in seiner ganzen Herrlichkeit den Gesichtskreis aller derer aus, die nach höherer Geistesbildung trachteten. Und so trat an die Stelle der mittelalterlichen, an so viele wissenschaftlich unhaltbare Lehren und Meinungen geknüpften Weltanschauung der Grundsatz des gesunden Menschenverstandes, das grundsätzliche Gewichtlegen auf edle, zu vollem Ebenmaß des Wissens und Könnens gebildete Menschlichkeit, der wahre Humanismus.

Zu der begeisterten Hingabe an die Geisteserzeugnisse der Alten kam nun aber für die italienischen Humanisten noch ein anderer, ihr Streben bedeutend beeinflussender und lebhaft befeuernder Gedanke, der an das Vaterland. Sie fühlten sich als unmittelbare Nachkommen der alten Römer. Deren Bildung in sich aufzunehmen und in derselben klassischen Form wie jene den Kindern ihrer Zeit, im Bunde mit dem, was diese ihnen Neues bot, zu vermitteln, war Ziel und Zweck ihrer rastlosen, vielgeschäftigen Thätigkeit. Ein Mann wie Laurentius Valla, der in seiner mit Recht berühmten, aber erst durch Ulrich von Hutten<sup>1</sup> 1517 zur Geltung gebrachten Schrift „Von der falschen und erlogenen

1) Hutten gab das Werk mit einer beissenden, an den Papst gerichteten Vorrede heraus. Auch in seinem „Vadiscus“ vom Jahre

Schenkung Konstantins“ (De falsa et ementita donatione Constantini) vom Jahre 1440 zuerst Licht in jenes geistliche Mythengewirr brachte und in der richtigen Ahnung davon, wie eine gesunde geschichtliche Beurteilungskunst zu verfahren habe, dem päpstlichen Machtgebäude kühn die Grundlagen entzog, erklärt offen, aus Liebe zum Vaterlande seinen Beruf als Humanist zu erfüllen. Und der als Geschichtsschreiber und klassischer Übersetzer des Herodianos gefeierte Angelus Politianus „führt in ähnlicher Weise als Grund seiner

1520 (Übersetzung von Dr. Otto Stäckel, Berlin 1869, S. 14) kommt er auf die Sache zu sprechen und äußert dort: „Dafs das Ganze nichts ist als ein Betrug, der aus päpstlicher Habsucht hervorging, dafür zeugt, dafs wenn die damaligen Pfaffen gewesen wären, wie die heutigen, sie sich nichts hätten entziehen lassen. . . . Wahr ist, dafs niemals ein Papst auch nur in den Besitz eines Viertels der Lande gekommen, die ihnen nach ihrer Behauptung Konstantin geschenkt haben soll; aber ganz von dem andern zu geschweigen, sogar der Stadt Rom haben sie erst mehrere Jahrhunderte nach dem Tode jenes Kaisers sich zu bemächtigen gewagt, während sie dieselbe vorher keineswegs inne gehabt. Also spät erst folgte dieser uralten (wie sie sprechen) Schenkung die Besitznahme auch nur des winzigsten Teils derselben. Hätten sie aber zu irgendeiner Zeit auf dieselbe aus freien Stücken verzichtet, würden sie sich darüber nicht von den Königen und Fürsten haben Brief und Siegel ausstellen lassen? Haben sie nun das Privilegium Konstantins so sorgfältig aufbewahrt, wer will dann glauben, dafs sie dies Zeugnis ihrer Großmut so wenig in Acht genommen? Schwänke das alles! Dafs ich sage, was ich meine, so hat sich's mit der Geburt dieses Privilegiums also verhalten: Als einmal ein habsüchtiger Papst, sei's wer es wolle, bei günstiger Gelegenheit einen Teil Italiens an sich gerafft hatte, behagte ihm der erlangte Vorteil ganz außerordentlich, und wie die Habsucht unersättlich ist, machte er dabei nicht Halt, sondern nahm sich vor, weiter um sich zu greifen. Die Zeiten waren günstig, der Aberglaube stand in voller Blüte und nährte die Hoffnung auf weiteren Gewinnst, wenn man die Einfalt des Volkes und die Trägheit der Fürsten nur benutzen wollte. So begann ein Papst, sein Gebiet zu erweitern. Seine Nachfolger schritten auf diesem Wege weiter, das Rauben, was einer sich erkühnt, ward zur Gewohnheit, bis zuletzt ein sehr durchtriebener Papst, der meinte, der Kirche einen großen Dienst zu leisten, wenn er diesen Anmaßungen einen Rechtsgrund gäbe, auf ein alt Stück Pergament oder das er vorher hatte im Staube liegen und sich mit Schimmel überziehen lassen, dieses göttliche Edikt geschrieben hat, unzweifelhaft viele Jahrhunderte nach Konstantin.“

Beschäftigung mit römischen Schriftstellern an, daß diese sich ‚de majoribus nostris‘ wohl verdient gemacht hätten und folgerichtig mit vollem Bürgerrecht wieder in ihre alte Heimat zu kommen trachteten“<sup>1</sup>. Anders stand es mit den mitstrebenden Griechen, die schon lange vor dem Falle Konstantinopels — der erste Manuel Chrysoloras, seit 1397 — immer zahlreicher sich in Italien einstellten und hier ihre Sprache lehrten und ihres Volkes Geisteserzeugnisse den Abendländern, Italienern und Deutschen auslegten. Sie hatten keine Heimat mehr, die allmähliche Überflutung ihres Vaterlandes durch die Türken hinderte sie auf geistigem Wahlplatz für Herd und Altar zu kämpfen. Sie waren meist arme Flüchtlinge, die des Abendlandes Gastfreundschaft in Anspruch nahmen. Es bedarf hier nicht der Ausführung, mit welchem Ernste gerade die deutschen Humanisten, an Gründlichkeit und Tiefe der Bildung ihren italienischen und griechischen Lehrern gar bald überlegen — es seien nur Männer wie Agricola, Wessel, Hegius, Busch, Erasmus, Reuchlin, Melanchthon genannt —, die neue Geistesbildung in den Dienst der christlichen Bildung und Wissenschaft stellten. Und dadurch unterschieden sie sich wesentlich von den italienischen Humanisten. Während diese, durch das blendende Beispiel ihrer Vorfahren verführt, in Gesinnung, Haltung und Sitte heidnischem Wesen zuneigten und zum Christentum in bewußten Gegensatz traten, nahmen die Deutschen die neue Bildung zwar mit gleicher Begeisterung wie jene auf, blieben aber im Herzen gute Christen. Und das gilt auch im wesentlichen von der Mehrzahl der Griechen. Nur einer aus ihrer Mitte, der letzte selbständige Neuplatoniker und für das Abendland der gefeierte Erneuerer des Platonismus, ein Mann, in welchem die gesamte Bildung des griechischen Altertums sich noch einmal vereinigt zeigt, wandte sich von dem väterlichen Glauben der griechischen Kirche in starrer Überzeugung zum hellenischen Heidentum zurück, Georgios Gemistos Plethon.

---

1) Jacob Mähly, Angelus Politianus. Ein Kulturbild aus der Renaissance (Leipzig, Teubner, 1864), S. 3.

Dieser Mann aber wollte mehr sein als bloßer Erklärer und Ausleger Platons, auch in Italien, wo wir ihn zur Zeit der Florentiner Kirchenversammlung 1439 in dieser Richtung thätig sehen. Er wollte Reformator seines Volkes werden, wollte eine staatliche und religiöse Erneuerung seines Vaterlandes herbeiführen. Daß er im Sinne und in Nachahmung Platons diesen Versuch auf altheidnischer Grundlage unternahm und gleichwohl in den religiösen Angelegenheiten des byzantinischen Reiches, den Kirchenvereinigungsbestrebungen des fünfzehnten Jahrhunderts eine hervorragende Rolle spielte, führte ihn zum Zwiespalt mit sich selbst und seinen Zeitgenossen. Und dieser brachte sein Werk zum Scheitern. Dasselbe mußte scheitern, ebenso wie der gleichartige Versuch des Kaisers Julianus, weil Plethon in seiner blinden Begeisterung für das Altertum die Bedingungen für die Durchführung seiner Gedanken völlig unterschätzte und verkannte und die furchtbaren Zeichen der Zeit nicht zu deuten verstand.

Die reformatorischen Bestrebungen Plethons hier schildern zu wollen, hiesse Eulen nach Athen tragen. Abgesehen von dem älteren trefflichen Werke von W. Gafs, Gennadius und Pletho, Aristotelismus und Platonismus in der griechischen Kirche (Breslau 1844), hat besonders Fritz Schultze in einer von ihm geplanten, leider unvollendet gebliebenen „Geschichte der Philosophie der Renaissance“, in einem ersten, Kuno Fischer gewidmeten Bande (Jena, Maukes Verlag, 1874) „Georgios Gemistos Plethon und seine reformatorischen Bestrebungen“ so eingehend und gründlich behandelt, daß jedes Wort weiter über diese Frage vom Übel sein würde. Wohl aber dürfte es lehrreich sein, Plethons Stellung zu den seine Zeit bewegenden theologischen Fragen ein wenig genauer kennen zu lernen, um so mehr, als ein naheliegender Vergleich mit unserem Reformator D. Martin Luther dessen Wert und Bedeutung uns einmal wieder von anderer Seite zum Bewußtsein bringen wird. Alle hierfür nötigen Quellenschriften, die Reste von Plethons Hauptwerk, sowie andere Schriften von ihm, seinen Freunden und Gegnern

liegen uns vor in einer ausgezeichneten Veröffentlichung des französischen Philologen C. Alexandre in Paris, der alles von anderen und ihm Entdeckte im Jahre 1858 herausgab unter dem Titel: *ΠΛΗΘΩΝΟΣ ΝΟΜΩΝ ΣΥΓΓΡΑΦΗΣ ΤΑ ΣΩΖΟΜΕΝΑ*. Pléthon. Traité des lois, ou recueil des fragments, en partie inédits, de cet ouvrage; texte revu sur les manuscrits, précédé d'une notice historique et critique, et augmenté d'un choix de pièces justificatives, la plupart inédites, par C. Alexandre, membre de l'Institut, Académie des Inscriptions et Belles-Lettres; traduction par A. Pellissier, agrégé de philosophie, professeur de logique au collège de Sainte-Barbe. Paris, Librairie de Firmin Didot frères.

Das äufsere Leben Plethons ist, von dem schon erwähnten Florentiner Aufenthalt abgesehen, fast ein Jahrhundert lang in solcher Stille im Peloponnes zu Sparta, oder Mithra, wie dies damals hiefs, verlaufen, dafs es sich kaum verlohnt, darüber viel zu reden.

Plethon, um 1355 in Konstantinopel geboren und aus angesehener Familie stammend, hatte schon in seiner Jugend das Elend der auf seinem Vaterlande lastenden Zeitumstände kennen gelernt. Das Christentum seiner Zeit war erstarrt und verknöchert und bildete keine lebensschaffende Macht mehr in seinem Volke. So sehen wir den ernsten Jüngling bereits mit der Frage beschäftigt, wie dem Vaterlande zu helfen, wie es zu retten sei, und frühzeitig hat sich ihm, angesichts der trostlosen staatlichen und religiösen Zustände des byzantinischen Reiches die Erneuerung der Einrichtungen und religiösen Anschauungen des Altertums als das einzige Mittel dazu ergeben. Als Kaiser Johannes V. Paläologos 1370 jene abenteuerliche Reise in das Abendland unternahm, auf der er Hilfe und Schutz gegen die türkische Überflutung des Reiches zu suchen ging, war Konstantinopel schon in tiefem Verfall. Um so mehr hoben sich durch Sultan Murats Unterstützung von Kunst und Wissenschaft die beiden damals schon türkischen Hauptstädte, in Europa Adrianopel, in Asien Brusa. Wir finden Plethon, den traurigen Zuständen der Vaterstadt entronnen, um 1380 in

Brusa, wie sein späterer Gegner Gennadios behauptet, um den bei Hofe sehr einflußreichen Juden Elissäos zu hören, der Polytheist gewesen sei. Ob Plethon durch ihn mit Zoroasters Lehren bekannt wurde, wissen wir nicht, aber das eine läßt sich vermuten, daß, falls Plethon damals schon dem Christentum feindliche Anschauungen hegte, er durch Elissäos darin bestärkt wurde, wo nicht, so konnte er hier in Brusa auf das leichteste dazu kommen. Das beklagenswerte Geschick seines Lehrers, der — es ist nicht ganz klar, aus welcher Ursache — den Feuertod starb, veranlaßte Plethon um 1393 den osmanischen Hof zu verlassen. Er ging aber nicht nach Byzanz zurück, das gerade seit 1393 eine zehnjährige Belagerung von Seiten der Türken zu bestehen hatte, sondern wandte sich nach dem Peloponnes, wo er als Lehrer in Sparta (Misithra) seinen Wohnsitz nahm und dort bis zu seinem Tode blieb. In diese Zeit fällt eine Reihe von noch nicht selbständigen Schriften, zumeist Auszügen aus den Werken der Alten. Selbständiger erscheint eine geographische Schrift über Thessalien und ein kalendarisches Werk, in welchem wir höchst wahrscheinlich schon ein Kapitel aus Plethons später noch besonders zu erwähnendem Hauptwerke, den „Gesetzen“ (*Νόμοι* oder *Νόμων συγγραφή*) zu erkennen haben. Die elenden Zustände des Landes, die sittliche Verworfenheit des Volks, unter dem er leben mußte, der trostlose staatliche Verfall mußten einen mit der Geschichte seines Volkes so vertrauten Mann wie Plethon dringend bewegen, auf Abhilfe zu sinnen. Der Peloponnes, im Anfange des 13. Jahrhunderts von fränkischen Rittern erobert, unter Michael VIII. Paläologos zum größten Teile wiedergewonnen und seit 1262 durch byzantinische Statthalter verwaltet, war 1388 von Kaiser Johannes V. seinem Sohne Theodoros zu Lehen gegeben worden. Die Zustände unter seiner Regierung waren geradezu unhaltbar. Erschütternd und betrübend zugleich ist die Schilderung, die der gleichzeitige Mazaris in dem seiner „Hadesfahrt“ angehängten Briefe davon entwirft<sup>1</sup>. Theodoros war aber nicht etwa

1) A. Ellissen, Analekten der mittel- und neugriechischen Litteratur.

besser als seine Unterthanen. Als 1396 die Osmanen zum erstenmale durch die Thermopylen in Hellas einbrachen und 1397 im Peloponnes erschienen, floh er, nachdem er den zur Verteidigung wie geschaffenen Isthmos ohne Schwertstreich preisgegeben hatte, schimpflich aus dem Lande und wollte dieses nunmehr an die Johanniter verkaufen, ein Versuch, dem sich allein Sparta, wahrscheinlich durch des Philosophen thatkräftiges Eingreifen dazu bestimmt, kühn widersetzte. In dieser traurigen Zeit gewannen Plethons Gedanken zur Neugestaltung der Verhältnisse Gestalt und Leben. Die Zeit schien ihm ganz besonders dazu günstig. An die Stelle des 1407 gestorbenen, unfähigen Theodoros war dessen gleichnamiger Neffe getreten, der Sohn seines Bruders Manuel (1391—1425), welcher Johannes IV. Paläologos auf dem kaiserlichen Thron gefolgt war. Dazu kamen die friedlichen Verhältnisse, in denen das Reich damals zu Sultan Mohammed I. stand, der, einzig auf Abwehr der ihm drohenden furchtbaren Tartarengefahr bedacht, unter Abschlufs eines Freundschaftsbündnisses, Kaiser Manuel II. Thessalien und den Peloponnes sowie auch eine Reihe befestigter Plätze am Schwarzen Meere und an der Propontis überlassen hatte. Jetzt forderte Plethon nachdrücklich den durch den Osmaneneinfall als dringend nötig erwiesenen Bau der über den Isthmos zu ziehenden Mauer. Aber die Mauer allein konnte den Hauptübelständen nicht abhelfen; es bedurfte vor allem

---

ratur, 4. Teil, Abt. I, S. 238 ff. Genauer lautet der Titel dieser zeit- und besonders sittengeschichtlich außerordentlich wichtigen Schrift: *Ἐπιδημία Μάζαρι ἐν Αἰδου*. Was den Verfasser betrifft, so glaubte noch Ellissen (a. a. O. S. 27) die Frage unentschieden lassen zu müssen, „ob der sonst nirgends genannte Name Mazaris oder Mazari sein wahrer, oder nur ein fingierter Name sei“. Auch für Fritz Schultze (a. a. O. S. 34), dessen zuvor genanntem Werke ich im Folgenden einige wichtige Belegstellen in deutscher Übersetzung entnommen habe, war „der unbekannte Verfasser des satyrischen Totengesprächs Mazaris“ nur ein Zeitgenosse, dessen Schilderungen durch die Geschichte bestätigt werden. In einem sehr lehrreichen Aufsatz über „Mazaris und seine Werke“ (Byz. Zeitschr. V, S. 63—73) hat Spyr. P. Lambros dagegen bewiesen, daß Mazaris „der wirkliche, nicht ein erdichteter Name des Autors“ ist.



einer sittlichen Neugeburt. Die christliche Religion, das hatte ihm die bisherige Erfahrung bewiesen, war dazu nicht imstande gewesen. Es galt zur Rettung des Vaterlandes eine andere Religion zur Geltung zu bringen. Und damit schloß sich nun Plethon an die großen Reformatoren des Altertums, Pythagoras und Platon an. Was Platon zum Heile des Staats gethan und eronnen, dafür tritt auch Plethon begeistert ein. Er ist, wie ich zuvor schon bemerkte, der letzte große Neuplatoniker, und sein großes zusammenfassendes Werk, die bereits genannten „Gesetze“ (*Νόμων συγγραφή*), das uns freilich nur aus umfangreicheren Bruchstücken bekannt ist, legt dafür Zeugnis ab. Daß die Hauptgedanken dieses bedeutenden Werkes schon um 1415 in Plethon gereift waren und zum Teil bereits in der dort gewählten Fassung ihm feststanden, geht aus den beiden Denkschriften „Über die Angelegenheiten im Peloponnes“ hervor, welche Plethon in diesem Jahre an Kaiser Manuel II. und seinen Sohn Theodoros richtete. Der Inhalt beider ist im wesentlichen derselbe, beide enthalten in kurzen Zügen die sittlichen und religiösen Gedanken der späteren Hauptschrift. Den Inhalt der geistvollen, in klassischem Griechisch geschriebenen Schriften im einzelnen zu verfolgen, würde zu weit führen<sup>1</sup>. Plethon fordert, in Anlehnung und Ausführung einzelner Gedanken Platons in dessen „Staat“ und „Gesetzen“, eine gründliche Neugestaltung aller Verhältnisse, er verlangt ein wirkliches Volksheer statt der elenden, ehrvergessenen Mietlinge, Bewachung des Isthmos, sachgemäße Aufbringung der Steuern und gerechte Verteilung derselben u. s. w. Aber auch seine religiösen Bestrebungen und Ansichten treten hier bereits deutlich hervor. Wenn er in der zweiten Schrift, an Theodoros, im 15. Kapitel (a. a. O. S. 73/74) von der Wichtigkeit der religiösen Überzeugungen der Landeseinwohner für das Wohl des Staates und von den drei wesentlichsten hier in Betracht zu ziehen-

1) Vgl. A. Ellissens schöne Ausgabe und Übersetzung der beiden Schriften in der zweiten Abteilung des vierten Teiles der genannten Analekten (Leipzig, O. Wigand, 1860), S. 41—84.

den Irrtümern handelt, und im 16. Kapitel (a. a. O. S. 74/75) die heilsamen Wirkungen der richtigen Erkenntnis in göttlichen Dingen und die verderblichen Folgen der entgegengesetzten Irrtümer mittelst ihres Einflusses auf die Sittlichkeit erörtert: so bewegt er sich damit in religiösen Wahrheiten, die allgemeinerer Anerkennung sicher sein konnten. Anders geartet sind seine Ausführungen in der ersten, an Kaiser Manuel Paläologos gerichteten Denkschrift. „Was die Leute betrifft“, so erklärt Plethon hier im 15. Kapitel (a. a. O. S. 50 ff. bezw. S. 95 ff.), „die ihr Leben, wie sie sagen, in geistlichen Betrachtungen hinbringen (*τοῖς δὲ φιλοσοφεῖν μὲν φάσκειν*, der alte klassische Ausdruck für mönchische Beschäftigung) und die unter diesem Vorwande auf einen richtigen Anteil am Staatsgute Anspruch machen, so kommt ihnen meines Erachtens nichts davon zu. Sie mögen das Ihrige ungeschmälert genießen und von den Steuern für das Gemeinwesen frei bleiben, aber ebenso wenig aus dem öffentlichen Schatze etwas empfangen, wie ich es wenigstens für billig und ihrer Lebensart angemessen halte. Dafs solche Leute an dem Niefsbrauch des Staatsvermögens teil haben sollten, will weder für die Empfänger, noch für die, welche ihnen das Recht daran zubilligen, sich schicken. Diejenigen, welchen der Ertrag der Staatsabgaben zugute kommt, empfangen damit den Lohn der Bemühungen, denen sie als Wächter des Gemeinwohls für die öffentliche Sicherheit sich unterziehen. Jene geistlich beschaulichen Leute aber (wie oben *τοὺς δὲ φιλοσοφεῖν ποιουμένους*) leisten nichts für das Gemeinwesen, indem für den öffentlichen Gottesdienst andere Priester verordnet sind; vielmehr halten sie laut ihrer eigenen Angabe sich von jeder andern Beschäftigung fern, um sich nur der Gottesverehrung für sich selbst und der Sorge für ihr Seelenheil zu widmen. Wenn nun die einen den Lohn der Verdienste um das Gemeinwohl mit unstatthafter Berufung auf ihre Tugendbestrebungen in Anspruch nehmen, die andern aber ihnen denselben zum Nachteil derer, welchen er wirklich gebührte, zuerkennen, so kann dies doch wohl niemand für billig halten, als wer selbst von gewaltigem Aberglauben, einer dritten Art von Gottlosigkeit, befangen

ist, vermöge dessen er sich einbildet, daß solche über Gebühr ausgeteilte Gaben Gott wohlgefällig seien. (16) Eine solche Ansicht scheint mir selbst mit den Lehren derer, die zuerst jene beschauliche Lebensweise einführten, nicht übereinzustimmen; nach ihren Grundsätzen sollte vielmehr ein jeder nach Kräften arbeiten, um so möglichst seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, mitnichten aber auf Erpressungen sich angewiesen halten. Es kann nicht fehlen, daß es übel um das Gemeinwesen steht, wenn bei der Bereitwilligkeit zu solchen ungehörigen Ausgaben auf der einen Seite, anderseits Ansprüche auf derartige Verleihungen aus dem öffentlichen Schatze von Menschen erhoben werden, die nichts dafür leisten, die nur den Staat schädigen und sich selbst ein müßiges, drohnenartiges Leben bereiten, ohne auch nur die geringste Scham darüber zu empfinden (*ἀργὴν καὶ κτηφρώδη ἔξιν σφίσιν αὐτοῖς κατασκευάζοντας, καὶ οὐδ' αἰσχνομένους ἐπὶ τῷ τοῦ πράγματος αἰσχηρῶ*).“

Das war ein Schlag gegen das Mönchtum im byzantinischen Reiche, und zwar ein so unerhörter und einzigartiger, daß jeder andre Byzantiner um solcher Äußerungen willen für immer mundtot gemacht, seiner Freiheit oder seines Vaterlandes beraubt worden wäre. Ellissen freilich meint (a. a. O. S. 142, Anm. 19), es scheine „Plethon selbst unter dem aufgeklärten Teile des Klerus nicht durchaus an Beistimmung gefehlt zu haben.“ „Schwerlich würde sonst“, folgert er, „nachdem er sich öffentlich zu solchen Ansichten bekannt, das Oberhaupt der orthodoxen Kirche, der Patriarch Joseph II. (wie Syropulos, Hist. concil. Florent. VII, 8, p. 197, erzählt) seine Weisheit und seinen Wahrheitseifer in so verbindlichen Worten anerkannt und nach seinem Tode sogar ein Mönch, Gregorios, sich zu seinem Lobredner (s. Alexandre, p. 387—403) berufen gefühlt haben.“ Die angeführten Gründe erscheinen mir nicht stichhaltig. Gregorios gehörte dem vertrautesten Freundeskreise Plethons an und teilte, trotzdem er Mönch war, die heidnischen Ansichten seines Meisters, die er, wie die von der Seelenwanderung und der Unsterblichkeit, in fast wörtlicher Übereinstimmung mit Plethons Ausführungen in den „Gesetzen“

in seiner Gedächtnisrede zur Darstellung bringt <sup>1</sup>. Der Patriarch Joseph aber konnte infolge der religiös-politischen Haltung Plethons, auf die wir noch zu sprechen kommen, gar nicht anders, als dessen Weisheit und Eifer anerkennen. Nein, der Grund für die Möglichkeit unbeanstandeten Aussprechens nach byzantinischen Begriffen so ketzerischer Ansichten über das Mönchtum lag einzig und allein in dem hohen, allgemeinen Ansehen, das Plethon als eine sittlich in jeder Hinsicht makellose Persönlichkeit, als gefeierter Lehrer und als wegen seiner Milde und Weisheit berühmter Richter <sup>2</sup> — ein Amt, dessen er bis zu seinem Tode waltete — beim ganzen Volke und besonders am kaiserlichen Hofe genoß. Und letzterer ist der allein ausschlaggebende. Der kaiserlichen Huld hat er sich Zeit seines Lebens zu erfreuen gehabt. Schon 1445 durfte er Kaiser Manuel II. und seinem Sohne die beiden Denkschriften widmen. Und zwölf Jahre später wurde er, wie drei von Pasquale Placido 1862 aus dem Archive zu Neapel ans Licht gezogene byzantinische Urkunden beweisen, vom kaiserlichen Hause mit einigen wertvollen Besitzungen nebst allen daran haftenden Gerechtsamen, sogar mit dem Recht der Vererbung an seine Söhne, belehnt, eine Gnadenerweisung, die Kaiser Johannes VIII. (1425—1448) bei seiner Anwesenheit im Peloponnes 1428 durch eine Goldbulle feierlich bestätigte.

1) Vgl. Gregorios bei Alexandre, Append. XIX, S. 400 *Ἀνάλογον οὖν ἔχειν φασὶν κτλ.* mit Plethons *Νόμοι* S. 242; S. 402 *οὐδὲ γὰρ οὐδ' ἔστιν ἀπλῶς κτλ.* mit *Νόμοι* S. 242.

2) Gregorios a. a. O. S. 396: *Τὸν μὲν οὖν Ἀνσιμέχου παῖδά φασιν Ἀριστείδην τῇ τῶν φόρων ἀρίστη διανομῇ μέγιστον ἐπὶ δικαιοσύνῃ παρὰ πᾶσι τοῖς Ἑλλήσιν ἀναδήσασθαι κλέος. Οὗτος δ' οὐχ ἄπαξ, ὥσπερ ἐκεῖνος, ἀλλὰ πᾶσι διὰ βίου νέμων τὰ δίκαια, πολλῶ κακείνων ὑπερῆρε τοῖς πᾶσιν. Ὅς γε καὶ προστάτης ἀναφανείς ἐπὶ χρόνον συχρὸν τῶν πατέρων καὶ κοινῶν νόμων, ἐπὶ τῇ ὠφελείᾳ τῶν ἄλλων πολλάκις ὠλιγόρει καὶ τῶν οἰκείων, Πλάτωνι γὰν τούτῳ πειθόμενος . . . Ὅς ὑπὸ φιλανθρωπίας οὐδ' ἐφίκει δαιτητῆ, προστάτης ὢν καὶ ταῦτα τοῦ τῶν Ἑλλήνων μέγιστου δικαστηρίου, ἀλλὰ κοινῶ προστάτη καὶ κηδεμόν, ἐπικουρῶ τε καὶ πατρὶ, χεῖρα βοηθείας ἀδικουμένοις ὀρέγοντι, χήραις ἐπαροκοῦντι πολλάκις, ἐνδεέσι ἐπικουροῦντι, πᾶσιν ἐξῆς ἐκ τῶν ἐνότων ἀμύνοντι.*

Plethons Vorschläge zur Neugestaltung der Dinge im Peloponnes kamen zu spät, wie der abermalige, acht Jahre später erfolgende Einbruch der Osmanen mit furchtbarer Anschaulichkeit bewies. Zeit und Menschen waren unfähig, des Philosophen tiefdurchdachte und an sich durchaus nicht undurchführbare Gedanken zu fassen und in die Wirklichkeit umzusetzen. Seine Denkschriften haben daher die widersprechendste Beurteilung erfahren. Während Ellissen (a. a. O. S. 25) in ihnen „das mit klarem Bewußtsein aufs Praktische gerichtete Streben eines kräftigen und kühnen, vor keinen Konsequenzen zurückschreckenden Geistes“ sah, „der zudem und zwar gerade bei seinen gewagtesten, anscheinend unausführbarsten Thesen, in der Theorie auf die noch heute in höchster Geltung stehende Autorität eines der gefeiertsten Weisen des hellenischen Altertums sich berufen konnte“: so erschien Plethon den älteren Beurteilern, Fallmerayer (1836) und Finlay (1851), die beide noch nichts von dem engen Zusammenhange wußten, in welchem die Denkschriften mit Plethons Hauptwerk, der — erst 1858 veröffentlichten — „Gesetzesaufzeichnung“ (*Νόμων συγγραφή*) stehen, als „eine merkwürdige Person, weil er zu jenen Männern gehört, die ihrer schwer erworbenen Bücherweisheit auch eine praktische Anwendung zu Nutz und Frommen ihrer Mitbürger zu geben suchen“, als „ein gelehrter Schwärmer, der seine Zeit ebenso wenig als die Menschen überhaupt begriff“<sup>1</sup>. Fallmerayer hat gleichwohl schon aus den kurzen Andeutungen der Denkschriften die tieferen, besonders dem Christentum feindlichen Grundgedanken Plethons richtig herausgeföhlt und dieser seiner Auffassung vortrefflichen Ausdruck gegeben. „Will man übrigens“, sagt er a. a. O. S. 317, „Plethons Restaurationslehre im Geiste seines

1) So Fallmerayer in seiner „Geschichte von Morea“ II, S. 300. Finlay sagt in seiner „History of Greece“, p. 282 ganz ähnlich: A political moralist of the time, Gemistos Plethon, with the boldness, that characterises speculative politicians, proposed schemes for the regeneration of the people as daringly opposed to existing rights, and as impracticable in their execution, as the wildest projects of any modern socialist.

eigenen Jahrhunderts und nach der innersten Grund- und Lebensidee des byzantinischen Staates prüfen, so wird das antibyantinische und sohin antichristliche derselben deutlich hervorleuchten. Im tausendjährigen byzantinischen Reiche, diesem neuen Rom und Jerusalem, hat sich der Gottesstaat, dessen Geschichtschreiber und Gesetzgeber St. Augustin war, zum erstenmal in der Welt verwirklicht und zugleich vollen Beweis gemacht, daß ein allgemeines Weltreich Christi nach dem theologischen Sinne nur dogmatisch und in den Formen ausführbar, ein Gottesreich lebendiger Tugend und allgemein befruchtender Gerechtigkeit aber hienieden ebenso unerreichbar ist als im weltlich-klassischen Sinne die Republik. In der byzantinischen Staatsidee waren Christus und der Imperator in eins verschmolzen, das sichtbare Haupt eines Weltreiches, eines himmlischen, eines goldenen Reiches der Mitte, dessen Feldherren nicht mit irdischen Waffen und Söldnern fochten, sondern mit Hilfe des kaiserlichen Segens, kaiserlicher Mirakel und Glaubensdefinitionen, gegen die in scythischen und saracenischen Leibern heranziehenden Geister der Hölle zu Felde zogen. Die Springfedern dieses Reiches sowie die Heilmittel zur Wiederherstellung und Befestigung der Teile desselben lagen in der gegenseitigen Liebe und Übereinstimmung zwischen Christus und dem theologischen Imperator auf dem Throne zu Byzanz. Dieser Begriff war so lebendig ausgeprägt, daß unter Konstantin Pogonatus im 7. Jahrhundert die byzantinische Armee einen Kaiser in drei Personen forderte, um der himmlischen Dreieinigkeit gleichsam eine irdische, von einem Willen beseelte Dreikaiser-Trinität entgegenzustellen. Gemistus aber will dieses geistliche Reich säcularisieren und ist unter allen byzantinischen Gelehrten der erste und einzige Abtrünnige, der zweite Julian der himmlischen Staatstheorie; er ist Antichrist durch den neuen Grundsatz, welchen er seiner politischen Heilmittellehre unterlegt, daß nämlich Wohl und Wehe der Staaten nur von der Gesetzgebung, d. i. von der richtigen Einsicht und dem kräftigen Willen der Menschen abhängig sei.“

Um für Plethons Verhalten in den theologisch-

politischen Fragen seiner Zeit das rechte Licht des Verständnisses zu gewinnen, bedarf es nur des Hinweises auf eine Thatsache, deren völlige Klarstellung wir Fritz Schultze verdanken. Derselbe hat nachgewiesen, wie der engere Kreis der vertrauten Schüler, der sich um Plethon in Sparta sammelte, zu einer Art Bund vereinigt war. Das Gesetzbuch dieses Bundes war die „Gesetzesaufzeichnung“ (*Νόμων συγγραφή*), jene Hauptschrift Plethons, welche nach seinem eigenen Ausdruck seine „Dogmen“ enthielt, worin er, wie Gregorios sich ausdrückt<sup>1</sup>, „den schlechten Weg“, d. h. das Christentum verwarf, gegen welches Plethon dort wiederholt sich feindlich wendet. Und diese Schrift lag damals bereits vor, wie viele wörtliche Benutzungen von Plethons Schülern beweisen. Ja Georgios Scholarios, der 1428 den Kaiser auf seiner Reise in den Peloponnes begleitete, erklärt ausdrücklich, daß ihm damals glaubwürdige Männer das Vorhandensein des Werkes bezeugten, und daß er selbst aus zahlreichen offenbaren Beweisen zuerst im Peloponnes, dann später in Italien dasselbe bemerkte<sup>2</sup>.

Aus dieser Thatsache erklären sich alle Verwickelungen und Zweideutigkeiten in Plethons weiterem, besonders öffentlichem Leben. Er wollte eine neue Religion gründen, er wußte, daß er bei seiner Umgestaltung und Neuordnung aller Dinge mit allem Bestehenden in Widerspruch und Zwist geriet, hatte aber nicht den sittlichen Mut, den Vertretern der alten Ordnung freimütig und offen entgegenzutreten und für seine Überzeugung den Kampf aufzunehmen. Denn als Kaiser Johannes VIII., der nach dem Tode des freundlich

1) Gregorios a. a. O. S. 398: *καὶ τοῖς αἰρουμένοις ὁδὸν ῥάστην ἔτεμεν ἐπιστήμης, τὴν δὲ καὶ φαύλην οὖσαν ἐνίοις μὲν λανθάνουσαν ἀληθέστατα καὶ σοφώτατα ἐξελέγξας, πλάνης δὲ πλείστης τὸ τῶν ἀνθρώπων γένος ἀπῆλλαξε.*

2) Gennadios in seinem Briefe an den Exarchen Joseph, bei Alexandre, Append. XIX, S. 412/413: *Ἐκεῖνος τολμῶν ὁποῖος ἦν, ἐκ πολλοῦ δῆλος ἡμῖν ἐγεγόνει, καὶ ὅτι τοιοῦτο βιβλίον ἐν πλείοσι χρόνοις εἶχε συγγεγραμῶς, πολλῶν τε ἐξηγουμένων ἀξίων πιστεῦσθαι, καὶ ἡμῶν πολλαῖς καὶ φανεραῖς ἀποδείξεσιν ἐν Πελοποννήσῳ μὲν πρῶτον, εἴτ' ἐν Ἰταλίᾳ κατειληφότων.*

gesinnten Sultans Mohammed II. (1421) durch dessen Nachfolger Murad infolge seiner unklugen, diesem gegenüber beobachteten Politik in die schwierigste Zwangslage versetzt war und darum zunächst Frieden um jeden Preis gesucht hatte, dann aber, um die Hilfe des Abendlandes zu gewinnen, dem Gedanken des Konzils und der Kirchenvereinigung gegen den Rat seines Vaters Manuel näher getreten war, 1428, wie schon erwähnt, im Peloponnes erschien und nun Plethon, den hochberühmten Weisen von Sparta um Rat in dieser schwierigen Frage anging, antwortete dieser (nach Syropulos a. a. O. S. 155): „Eine Reise nach Italien halte ich durchaus nicht für zweckmässig, noch glaube ich, daß für uns ein Nutzen daraus erwachsen wird. Findet sie aber doch statt, so müßte man die Sache sehr überlegen und die Punkte ausfindig machen, die wir zu unserem Nutzen fordern und verlangen müßten. Das werden ja dann auch die schon thun, welche die Sache später beraten werden. Ich will nur das, was mir gerade einfällt, erwähnen: Wenn ihr die Reise antretet, so werdet ihr bei eurer Ankunft dort nur in sehr geringer Anzahl jenen gegenüber stehen, deren Zahl sehr groß sein wird. Wenn ihr nun ohne Vorbedacht dem Konzil beiwohnt, so werden euch jene in ihrer Gesamtheit ins Schlepptau nehmen, und ihr seid dann nicht zu einem Konzil, sondern zu einer Verurteilung hingekommen. Deshalb muß zuerst darauf gedrungen werden, daß nicht nach der Zahl der Köpfe gestimmt werde, sondern daß die eine Partei ebenso viel Stimmen hat wie die andere, sei auch die eine noch so groß und die andere noch so klein. Unter dieser Bedingung allein dürft ihr das Konzil eröffnen lassen.“

Das ist eine elende Antwort. Sie tadelte einmal das ganze Unternehmen, anderseits gab sie dem Kaiser einen Rat, dessen tückischen, hinterlistigen Endzweck dieser freilich nicht ahnte. Nicht auf das Wohl des Reiches und der griechischen Kirche kam es Plethon an, sondern auf die Durchführung und Verbreitung seiner Religion. Mochten beide Kirchen in unseligem Zwiespalt sich schwächen und zerrütten, um so eher schien sich ihm die Möglichkeit zur Einführung seines neuen Heidentums zu bie-



tel. Das aber gerade wagte er nicht offen auszusprechen. Wie schwächlich und unwürdig ist schon hier Plethons Haltung! Sie erinnert lebhaft an die der humanistischen Schöngeister des Abendlandes. Deren geistreicher Spott war gleichfalls aufserstande, die römische Priesterherrschaft zu stürzen, sie waren in jeder Hinsicht dazu zu feige. Zu Führern ihres Volkes im Entscheidungskampf taugten sie nicht, solange sie nicht über eine hochmütige Verachtung der Pfaffen und aller, welche nicht zu ihrer Fahne schworen, hinaus kamen. Warnendes Beispiel hierfür ist Erasmus, dem trotz seines verdienstlichen Kampfes gegen die Unwissenheit und Thorheit der Geistlichen (s. *Ἐγκώμιον μωρίας*, laus stultitiae) die sittliche Kraft abging, der besseren Überzeugung nachzuleben, der es gern ändern überliefs, ein Märtyrertum zu suchen, und im Falle eines Aufruhrs „fast Petrum in seinem Falle nachahmen“ zu müssen erklärte. Wie anders derjenige, der mit seinem trotzigen „Ich hab's gewagt!“ den Bann jener Kreise brach, Ulrich von Hutten, dem aber doch erst ein gröfserer Held den Weg gewiesen, D. Martin Luther! Plethon verheimlicht aus Menschenfurcht seine Überzeugung, Luther, der mit seinen mannhaften Thesen gegen den schändlichen Mißbrauch des Ablasses der römischen Kirche 1517 den Fehdehandschuh hingeworfen, tritt zu Worms 1521 den höchsten geistlichen und weltlichen Machthabern seiner Zeit kühn mit der Antwort ohne Hörner und Zähne entgegen, um des Gewissens willen entschlossen, keinen Finger breit von der Wahrheit des Evangeliums zu weichen, und ob die Welt voll Teufel wär'!

Der Doppelzüngigkeit jener Antwort Plethons entsprach dann auch zehn Jahre später sein Verhalten auf dem Konzil zu Florenz, wohin er als kaiserlicher Rat im Gefolge des Kaisers mitgenommen war. Von den Verhandlungen des Konzils, das im Jahre 1439 die Kirchenvereinigung nur in den Akten, nicht in Wirklichkeit brachte, ist es nicht nötig, an diesem Orte noch einmal<sup>1</sup> zu reden.

1) Ich verweise auf meine Aufsätze „Markos Eugenikos und Kardinal Bessarion“ in der Neuen kirchl. Zeitschr. V, 1002—1020, „Jo-

Plethon gehörte dem engeren Ausschufs an und stand als starrer Dogmatiker auf Markos' von Ephesus Seite, der bekanntlich als Hauptwortführer der Griechen ein erbitterter Gegner der Kircheneinigung war. Er beteiligte sich wenig an den Verhandlungen. Nur bei Gelegenheit der seit Alters viel umstrittenen Frage vom Ausgang des h. Geistes griff er persönlich und zwar mit Erfolg ein. Er wies die Behauptung der Römer zurück, daß der Zusatz im Glaubensbekenntnis (*filioque*) schon in uralten Konzilsakten, insbesondere denen des siebenten (zweiten Nicänischen) vom Jahre 787 sich finde, indem er zur Beschämung der redlich Gesinnten, selbst unter den Römern, den Beweis der Fälschung jener Handschrift erbrachte, welche den Zusatz (*ἐκ τοῦ πατρὸς καὶ τοῦ υἱοῦ ἐκπορευόμενον*) enthielt. Den Kaiser und den Patriarchen mahnte er zur Vorsicht und stärkte den letzteren insbesondere durch die — von Syropulos (VII, 8. S. 197/198) uns überlieferte — Antwort: „Keiner von uns darf über die Punkte schwankend sein, welche unsere Kirche lehrt. Denn wir haben diese Lehre erstens von unserem Herrn Jesus Christus selbst, dann auch von dem Apostel, und das waren stets die Grundsteine unseres Glaubens. Dazu beweisen sie alle unsere Lehrer. Da nun unsere Lehrer auf jenen Grundsteinen stehen und in keiner Weise von ihnen abweichen, diese Grundsteine aber die allersichersten sind, so darf keiner einen Zweifel in das setzen, was jene sagen. Ist aber jemand in diesem Punkte zweifelhaft, so weiß ich nicht, worin er dann noch seinen Glauben zeigen will. Ja, nicht einmal unsere Gegner bezweifeln das, was unsere Kirche behauptet und lehrt. Denn sie geben selbst zu, daß unsere Lehre schön und sehr wahr ist; und sie suchen mit Gewalt zu zeigen, daß ihre Dogmen mit den unsrigen übereinstimmen. Daher darf keiner aus unserer Kirche über unsern Glauben ins Schwanken geraten; unsere Gegner würden sonst dasselbe thun. Gegen den Glauben jener aber

---

soph Bryennios“ ebendasselbst VII, 208—228, „Zu Georgios Scholarios“ in der Byz. Zeitschr. IV, 561—580 und ebendort V, 572—585 „Zum Kircheneinigungsversuch des Jahres 1439“.

mufs man Zweifel erheben, und das mit Recht, weil er jedes Beweises ermangelt, stimmt er doch mit dem unsrigen gar nicht überein.“ Wie heuchlerisch und unehrlich erscheint uns hier wieder Plethon! Während er dem Kaiser und dem Patriarchen sich als den eifrigsten und überzeugungstreuesten Verfechter des väterlichen Glaubens zu erkennen giebt, wirkt er gleichzeitig im lebendigen Gespräch mit den Römern, Geistlichen wie Weltlichen, für seine Sache, trägt zum Ärger seiner Landsleute, denen der vertrautere Umgang mit den Lateinern verboten war, an der Tafel des geistreichen Kardinals Cesarini die Lehren Platons vor, flöfst in flammender Rede, wo nur immer sich ihm Gelegenheit bietet, Begeisterung für die griechischen Musen, insbesondere für den göttlichen Platon ein, von der wir schon hundert Jahre früher Petrarca durchdrungen sehen, und die jene ersten Lehrer des Griechischen und Ausleger der schriftstellerischen Hinterlassenschaft ihres Volkes in Italien, Barlaam, Leontios Pilatos und Plethons eigener Schüler Manuel Chrysoloras († 1415) mit Eifer geweckt und gepflegt hatten. Die von Plethon — der übrigens jetzt erst statt seines ursprünglichen Namens Gemistos diesen gleichbedeutenden und an Platon erinnernden Namen annahm — geschürte Begeisterung für Platon ergriff immer weitere Kreise, sie führte Cosmo von Medici zur Stiftung der Akademie in Florenz. Mißtrauisch blickte schon damals Georgios Scholarios, der gelehrte kaiserliche Richter, Plethons späterer Gegner, dessen Einigungsformel dieser, freilich aus anderen — oben angedeuteten — Gründen als Markos und der Kaiser verwarf, auf die Männer, mit welchen Plethon in Florenz verkehrte. „Wer diese Plethonschwärmer sind“, sagt er in seiner späteren Streitschrift gegen Plethon<sup>1</sup>, „wissen wir wohl; viele haben sie dort im Verkehr mit Plethon gesehen. Von der Philosophie verstehen sie so viel, wie Plethon von der Tanzkunst“<sup>2</sup>. —

1) Scholarios' Äußerungen wörtlich in Gemistos Plethons Schrift *Πρὸς τὰς* (Gafs und Schultze *τοὺς*) *ὑπὲρ Ἀριστοτέλους Γεωργίου τοῦ Σχολαρίου ἀντιλήψεις* bei Gafs a. a. O. S. 55 und 56.

2) Vgl. meinen Aufsatz „Zu Georgios Scholarios“ in der *Byz. Zeitschr.* IV, 564.

„So mußten auch diese Männer“, entgegnet ihm Plethon, „welche doch in jeder Art der Weisheit beschlagener und von schärferem Verstande sind als du, unter dem Neide leiden, den du gegen mich hegst . . . Mit wem von den weisen Männern im Abendlande hast du denn aber verkehrt? Alle, die mit uns dort gewesen sind, wissen ja, daß du ihre Gesellschaft gemieden hast. Weshalb, ist ganz klar: damit es nämlich nicht an den Tag käme, daß du viel unbedeutender bist, als du zu scheinen wünschest. Du bist also mit keinem von ihnen zusammen gewesen; und hättest du auch einige zufällig getroffen, so wärest du doch kein maßgebender Richter über ihre Weisheit gewesen. Ich aber bin mit ihnen im Verkehr gewesen und weiß, wie es mit ihrer Weisheit steht.“

Es würde für unsere Zwecke hier zu weit führen, wenn ich das heidnische Treiben an dieser durch den Edelsinn jenes kunst- und wissenschaftsbegeisterten Fürsten geschaffenen Pflanzstätte der platonischen Philosophie eingehender schildern wollte. Nur an die in jenen Tagen zu Florenz gethane Äußerung Plethons möge erinnert werden: Der gesamte Erdkreis werde in wenigen Jahren einmütig eine und dieselbe Religion annehmen, zwar nicht die Christi oder Mohammeds, sondern eine, die von dem altgriechischen Heidentum nur wenig verschieden sei. Schon damals begann die Weissagung in Florenz sich wunderbar zu erfüllen. Die Fortschritte, die das Heidentum in Männern wie Marsilius Ficinus<sup>1</sup>, Hugo Bencius, Pomponius Lätus offenbar machte, tru-

---

1) Den oben angedeuteten Gegensatz, Versinken in heidnisches Wesen bei den Italienern, treues Festhalten am Christentum bei den Deutschen, sehen wir z. B. in Marsilius Ficinus und seinem Schüler Reuchlin verkörpert. Letzterer gehörte dem Kreise der Florentiner Platoniker an und war zugleich Schüler von Plethons durch seine schwungvolle Gedächtnisrede auf seinen Meister (bei Alexandre, Append. XIII, S. 375—386) und seine lateinische Übersetzung des auf Wunsch Sultan Mohammeds von Gennadios vorgelegten Glaubensbekenntnisses (vgl. Otto, Des Patriarchen Gennadios von Konstantinopel Konfession [Wien 1864], S. 6. 11. 19) wohlbekannten Schüler Hieronymos Charitonimos oder Georgios Hermonimos von Sparta (nach Allatius, Hodusius, Wharton und Alexandre bezeichnen beide Namen eine und dieselbe Person), der nach der Zerstörung Konstantinopels ins

gen wesentlich dazu bei, Plethons auf die Verwirklichung seiner Pläne gerichtete Hoffnungen und Erwartungen auf das höchste zu erregen.

Auch von Plethons in diese Zeit oder in den damaligen Kreis seiner Gedanken fallenden Schriften und dem mit Scholarios seit jenen Tagen um die Bedeutung und rechte Würdigung der beiden großen Philosophen Platon und Aristoteles geführten Streite soll hier nicht geredet werden. Dieser kam erst eigentlich nach Plethons Tode zwischen Gennadios und Plethons Schülern zum Austrag. Die Konzilsverhandlungen waren inzwischen im wesentlichen fruchtlos verlaufen. Die Griechen waren in die Heimat zurückgekehrt, Plethon mit seinem dem Einigungswerke durchaus abgeneigten Despoten Demetrios nach Sparta, wo er nunmehr wieder friedlich seines Richteramtes waltete. Jetzt schrieb er jene heftige Schrift gegen den für Aristoteles eintretenden Gennadios (Scholarios), die zum Glück vom Kaiser, dem er sie zuvor eingesandt, zurückgehalten wurde, so daß bei Lebzeiten Plethons zwischen den beiden großen Männern äußerlich wenigstens ein freundliches Verhältnis bestand. Das geht auch noch aus dem Schreiben des Scholarios hervor, das dieser auf Anlaß der um 1448 von Plethon veröffentlichten Schrift „Über den Ausgang des h. Geistes“ an diesen richtete. Auf diese Schrift müssen wir noch ein wenig genauer eingehen, sie ist das letzte Glied in der Reihe derjenigen Thatsachen, welche für die Doppelzüngigkeit und sittliche Schwäche Plethons Zeugnis ablegen.

Wie sehr Scholarios' Mißtrauen gegen Plethon gerechtfertigt war, zeigt besonders diese Schrift. In keinem seiner früher bekannt gewordenen Werke tritt des Verfassers Heidentum so klar und deutlich zutage wie hier. Hatte er bisher nicht den Mut gehabt, sein seit langen Jahren fertiges und in diesen letzten peloponnesischen Zeiten wohl immer

---

Abendland übersiedelte und als Lehrer des Griechischen in Paris wirkte. Durch Reuchlins Vermittelung ist somit auch Philipp Melancthon in weiterem Sinne Schüler Plethons und diesem daher um des von ihm ausgehenden Stromes philosophischer Belehrung willen auch die deutsche Reformation zu Danke verpflichtet.

noch weiter verbessertes und gefeiltes Hauptwerk, die „Gesetzesaufzeichnung“ (*Νόμων συγγραφή*) zu veröffentlichen, so waren ihm hier Äußerungen entschlüpft, die von seinen Zeitgenossen sofort als heidnische erkannt und bezeichnet wurden. Man wußte ihm ob dieses Eintretens für den Glauben der Kirche mit Recht keinen Dank.

„Das Werk“, so etwa beginnt Plethon<sup>1</sup> — es kommt natürlich hier nur auf die für diesen bezeichnenden Wendungen an, nicht auf das, was sich, wie in unzähligen gleichartigen Schriften, so auch bei ihm sich findet —, „welches zu Gunsten des lateinischen Dogmas erschienen ist (es handelt sich um irgendeine dieselbe Frage behandelnde Schrift Bessarions), bedient sich in seiner Beweisführung eines Satzes, welcher der hellenischen Theologie ganz besonders wert, der Kirche aber durchaus feindlich ist, das nämlich, wo die Kräfte verschieden sind, auch die Substanzen verschieden sind . . . . Natürlicherweise ist dieser Satz der Kirche durchaus feindlich. Denn die hellenische Theologie stellt an die Spitze des Alls einen einzigen höchsten Gott, eine unteilbare Einheit; diesem spricht sie dann mehrere Kinder zu, die in dem Verhältnis der Über- und Unterordnung zu einander stehen; und deren jedem sie einen besonderen größeren oder kleineren Teil des Alls unterordnet; von denen sie indes keinen dem Vater gleich oder auch nur ähnlich sein läßt. Denn sie läßt alle von verschiedener und viel geringerer Substanz und Göttlichkeit sein. Abgesehen davon aber, das sie dieselben — Kinder jenes Gottes und selbst Götter nennt, nennt sie sie zugleich auch Werke desselben Gottes, da sie nicht will, das man in jenem Gotte die Erschaffung von der Zeugung unterscheide, ebenso wenig wie das Wollen von seiner Natur, oder kurz gesagt, die Thätigkeit von seinem Wesen (*οὐκ ἀξιοῦσα ἐπὶ γε τοῦ Θεοῦ γεννήσεως δημιουργίαν διακρίνειν, ὅτι μηδὲ βούλησιν φύσεως, ἔλως δὲ εἶπεῖν, μηδ' οὐσίας ἐνέργειαν*). Die hellenische Theologie läßt aber des-

1) Die Schrift, zum erstenmal 1698 in Jassy veröffentlicht, findet sich bei Alexandre, Append. VII, S. 300—311, vgl. dessen Notice préliminaire, p. XXVIII ff.

halb die Kinder des höchsten Gottes von verschiedenem und zwar geringerem Wesen und Göttlichkeit sein, weil sie sich auf keinen anderen als gerade auf diesen Satz stützt, daß, wo die Kräfte verschieden sind, auch die Substanzen verschieden sind (*ὡς ἂν αἱ δυνάμεις διάφοροι, καὶ αὐτὰ ἂν εἴη ταῖς οὐσίαις διάφορα*), indem sie den größten Unterschied findet zwischen der Kraft des durch sich selbst Seienden und der Kraft des durch anderes Seienden. Die Kirche nimmt aber offenbar diesen Satz nicht an, denn sonst würde sie nicht den Sohn dem Vater gleichsetzen u. s. w.“

Das ist keine christliche Beweisführung mehr, sondern eine heidnische. Im weiteren Verlauf seiner Erörterungen stützt er sich, oder giebt es wenigstens vor, auf die Grundsätze der kirchlichen Theologie, wie er sie im Gegensatz zur hellenischen oder heidnischen nennt. Von letzterer spricht er selbst zwar nicht mehr; aber bricht seine Vorliebe für sie nicht fast aus jedem Wort in der angeführten Stelle hervor? Ist es nicht augenscheinlich, daß seine sogenannte hellenische Theologie durchaus nicht die der Alten, sondern nur seine eigene ist? Und sollte in dieser Hinsicht noch irgendein Zweifel vorhanden sein, er würde bald verschwinden, wenn wir dieselbe Stelle mit den betreffenden Ausführungen der „Gesetze“ vergleichen wollten. Wir würden in ihr nichts weiter als einen kurzgefaßten Entwurf seines philosophischen Lehrgebäudes erkennen. „Aus der Zuversicht aber“, bemerkt Fritz Schultze (a. a. O. S. 100) sehr richtig, „mit der Plethon hier seine Theologie schon der kirchlichen nicht bloß als ebenbürtig, vielmehr als überlegen entgegenstellt, insofern er die Kirche nicht einmal jenen Grundsatz alles Denkens, den der Kausalität, anerkennen läßt, kann man schliessen, wie hoch Plethons Hoffnungen auf Verwirklichung seiner Pläne in den letzten Jahren gestiegen sein mochten.“

Gennadios hielt es für seine Pflicht, Plethon, der sich so wenig Zwang auferlegte, seine dem Christentum feindliche Gesinnung zu verbergen, entgegenzutreten. Er that es in einem an ihn gerichteten Briefe, dessen einziger Fehler seine

Länge ist, einem Meisterstücke rednerischer Gewandtheit<sup>1</sup>. Des Schreibers Lage war unzweifelhaft eine heikle. Zu gleicher Zeit mußte er Plethon loben, die gute Sache verteidigt, und tadeln, sie schlecht verteidigt zu haben. Er mußte ihn wegen seiner Rechtgläubigkeit beglückwünschen und ihn merken lassen, daß man nicht daran glaube; er mußte ihn als einen gefährlichen Mann schonen und gleichzeitig ihn einschüchtern durch die Andeutung, daß man ihn erkannt habe und bereit sei, ihm die Maske vom Gesicht zu reißen, kurz er mußte schonende Rücksichten der Höflichkeit walten lassen und den äußeren Schein einer engeren Verbindung wahren, die noch vorhanden, aber dem Bruche schon recht nahe war. Der Eingang kann eine Vorstellung von den Beziehungen geben, die damals noch zwischen den beiden Männern bestanden. Scholarios schreibt: „Ich habe, bester und weisester der Freunde, den Brief erhalten, in welchem du mir versicherst, daß du mich liebst, daß du mir nicht zürnest, noch aus Groll etwas gegen mich unternimmest; daß du aber dem durchlauchtigen Kaiser ein Buch zugesandt habest, welches gegen meine Schutzschrift für Aristoteles gerichtet sei. Zugleich aber erschien von dir eine Schrift gegen das lateinische Dogma (*βιβλίον τί σου κατά Λατίνων τῆς δόξης ἐφαίνετο*), und da du derselben gegen mich gar nicht Erwähnung thust, so hat es doch wieder den Anschein, als grolltest du mir (*οὗ πρὸς ἡμᾶς γε οὐ μεμνημένος, ἐφύκεις αὐτὸ καὶ μηνίοντι*, S. 313) . . . Auch wider deinen Willen ist aber diese Schrift vor allem in meine Hände gekommen. Was die Schrift aber anbetrifft, von der du sagst, du habest sie hergeschickt, und ich könne sie hier (in Byzanz), wenn ich wollte, in Empfang nehmen, so hat sie mir der Kaiser nicht gegeben, weil er, wie ich behaupten möchte, mehr um deinen Ruf besorgt ist als du selbst (*σοῦ καὶ τῆς σῆς δόξης μᾶλλον, ὡς ἐν ἔγωγε φαίην, κηδόμενος*) . . . Vielleicht wird man sie mir eines Tages auch ohne mein Bitten geben, sei es, um mir einen Gefallen zu thun, sei es, um

1) Alexandre, Append. IX, S. 313—369: *Πρὸς Πλήθωνα, ἐπὶ τῇ πρὸς τὸ ὑπερ Λατίνων βιβλίον αὐτοῦ ἀπαντήσῃ, ἢ κατὰ Ἑλλήνων.*



mich zu kränken (*ἴσως δέ ποτε δώσει τις καὶ μὴ ἀπαιτοῦντι, ἢ χαριεῖσθαι, ἢ λυπήσειν οἰόμενος*, S. 314).“ — Scholarios geht nun alle Gründe Plethons durch, indem er sie theils durch stärkere Beweise stützt oder sie unter der Form höflicher Zustimmung widerlegt. So beglückwünscht er Plethon wiederholt, die aus der hellenischen oder heidnischen Philosophie entlehnten Sätze, auf welche er sich in seiner Schrift beruft, nicht angenommen zu haben. „Doch sollten“, fährt er fort (a. a. O. S. 324), „einige auch jetzt noch jene häßlichen Albernheiten der Hellenen zu erneuern wünschen, so muß man diese als in unverzeihlicher Verblendung befindlich bezeichnen. Denn seit der Offenbarung des Monotheismus, welchen jene Leugner durch die Einführung von falschen Göttern im Grunde verwerfen und nur dem Namen nach verehren; welchen aber der mit Gott einseiende und wesensgleiche, Mensch gewordene Logos ohne Zweifel und schlecht hin zu glauben gelehrt: wie wäre es da noch recht, neue Götter zu machen, zu versuchen, jene unsinnige, erloschene Götzenbildnerei wieder anzufachen, Götter einzuführen, die, im Gegensatz zu den Verdrehungen der Dichter von der Philosophie anerkannt sind, einfache Kultusgebräuche, wie jene Leugner sagen, einzurichten, Sittengesetze und Lebensregeln nach Zoroaster, Platon und den Stoikern zu geben!“ (eine unmittelbare Bezugnahme auf Plethons Vorrede zu seinen „Gesetzen“, a. a. O. S. 2 und 4, die Scholarios, als er dies schrieb, schon bekannt gewesen sein muß) . . . Sollten aber Schriften derartigen Inhalts eines Tages in meine Hände fallen, so werde ich und viele andere zeigen, daß sie leeres Geschwätz sind; und sollte ich jemals einen Kampf dagegen beginnen müssen, so würde ich zwar nicht mit Feuer, aber mit Gründen der Wahrheit gegen diese Schriften zu Felde ziehen, da das Feuer sich mehr für die Schreiber passen würde“ (*ἀλλὰ γένοιτο κάμοι τούτο ἐνστήσασθαι τὸν ἀγῶνα, καὶ μὴ πῦρ, ἀλλὰ λόγους μᾶλλον ἀληθείας ἐπαφεῖναι τοῖς γράμμασιν, ὡς τοῖς γράψασι μᾶλλον πρέποντος τοῦ πυρός*). Die letztere Wendung ist ohne Zweifel sehr stark und mußte Plethon erbittern. Gleichwohl können wir sie kaum ernst nehmen. Die Liebe zwingt uns, darin mehr eine rednerische

Wendung als eine Drohung zu sehen, und zwar eine Drohung, die in Scholarios' Heimat nur den Sinn einer Anspielung auf abendländische Sitten haben konnte. In Griechenland sind niemals Scheiterhaufen für Ketzer errichtet worden, im Gegenteil, erst Plethon ist es, der dieses entsetzliche Rechtsmittel in sein Staatswesen eingeführt zu sehen wünscht („Gesetze“, a. a. O. S. 126).

Als bald nach Scholarios' Schreiben Kaiser Johannes im Jahre 1448 starb, da trat Plethon mit der durch den Herrscher bisher zurückgehaltenen, auf den philosophischen Streit um Platon und Aristoteles bezüglichen Gegenschrift gegen Scholarios hervor. Die ganze Schale seines lange zurückgedrängten Zornes schüttete der erbitterte Philosoph über den Vorkämpfer seiner Kirche aus, und zwar in einer so gehässigen Weise, wie dieser es wohl nimmer gedacht hatte. Scholarios aber schwieg, wie er sagt, durch des Vaterlandes Unglück am Schreiben gehindert. Und damit endete der zwischen den beiden Männern bei Lebzeiten Plethons geführte Kampf. Im Jahre 1452 starb Plethon <sup>1</sup>, fast hundertjährig, eine kurze Krankheit nahm den bis unmittelbar vor seinem Tode rüstigen Greis hinweg.

Es würde über den Rahmen dieser kirchengeschichtlichen Nachweisungen hinausführen, wenn ich auf Gennadios' späteres Ketzergericht über Plethons nachgelassenes Hauptwerk hier noch näher eingehen wollte. Ich habe über dasselbe an anderer Stelle und in anderem Zusammenhange geredet <sup>2</sup>. Nur eine Ergänzung möge hier ihre Stelle finden. Obwohl Scholarios (in der eben angeführten Stelle) seiner Zeit nicht Gewalt, nicht Feuer gegen seine Gegner zur Anwendung zu bringen gelobt hatte, hielt er es im Jahre 1460 als Patriarch, d. h. als Schirmherr und Verteidiger des Christentums, das im Graus der Verwüstung und unter dem Drucke der türkischen Knechtschaft in Gefahr stand, seinem

1) Vgl. Demetrakopulos, *Ἐκδοξὸς Ἑλλάς*, S. 108/109 und besonders Alexandre, *Notice prélim.*, p. XXXIX, anders F. Schultze, S. 106/107.

2) Vgl. meinen Aufsatz „Gennadios Scholarios“ in der Neuen kirchl. Zeitschrift VIII, S. 652—671, besonders S. 663—665.

Volke verloren zu gehen, für seine Pflicht, das ihm von Demetrios und seiner Gemahlin ausgelieferte Werk Plethons zu verbrennen. So sehr wir diesen Schritt von allgemein menschlichem, im besonderen wissenschaftlichem Standpunkt aus bedauern müssen, so dürfen wir doch Gennadios' Begründung seiner That, die er in einem ausführlichen, an den Exarchen Joseph gerichteten vortrefflichen Sendschreiben (bei Alexandre a. a. O. Append. XIX, S. 412—441) darlegt, nicht unbeachtet lassen. „Alle Kapitel des Buches“, erklärt er zum Schlusse (S. 439), „hatte er mit Haß gegen die Christen angefüllt, indem er unsere Lehre schalt, doch nicht widerlegte, ebenso wie er die seinige gab, doch nicht bewies. Deshalb glaubte ich keinen Teil des Buches den Gläubigen zu Gesicht kommen lassen zu dürfen, da es ihnen keinen Nutzen, wohl aber ihren Seelen Ärgernis bereiten konnte. Abgesehen aber von derartigen widersinnigen gelegentlichen Bemerkungen enthielt das Buch auch nichts von weisen Lehren, sondern es war in allen Stücken die Ausgeburt des größten Stumpfsinns, weshalb durch die Vernichtung des Buches auch den Menschen durchaus kein Gut geraubt wurde, wie ich es, ohne mich an gewisse Unvernünftige zu kehren, sagen muß. Darum nun, weil er einerseits nicht im Glauben stand, sondern abtrünnig war, und weil anderseits unser Volk sich jetzt in einer schrecklichen Verwilderung befindet, habe ich, nicht nur um es zu vernichten, sondern auch zur Strafe sein Buch dem Feuer überantworten lassen. Es war ganz von seiner eigenen Hand geschrieben. Da es nun leicht möglich ist, daß das Buch von irgend einem Anhänger Plethons, sei es bei seinen Lebzeiten oder nach seinem Tode abgeschrieben ist und sich irgendwo befindet, so befehlen wir allen im Namen Gottes, wann immer und wo immer es bei einem Christen ganz oder teilweise gefunden wird, es den Flammen zu überliefern; denjenigen aber, der es etwa besitzt und verheimlicht, wenn er nicht nach zweimaliger Aufforderung es freiwillig verbrennt, von der Gemeinschaft der Christen auszuschließen.“ Gennadios hat trotz abweichender Überzeugungen vor der Persönlichkeit Plethons stets die größte Achtung und Ehrfurcht be-

wiesen, über die niedrigen Beweggründe des Neides und Hasses war dieser Mann erhaben. Und so werden wir seine ehrliche Überzeugung, wie er sie in der Begründung seiner aus glühendstem Eifer für die christliche Religion entsprungenen That zum Ausdruck bringt, nicht bezweifeln dürfen.

Plethons Lebenswerk ist schmäzlich zu Schanden geworden. Menschenfurcht und schwächliche Gesinnung bestimmten ihn, wie wir gesehen, während seines ganzen langen Lebens ein doppelzüngiges, dem Christentum gegenüber unwürdiges, unverkennbar feindseliges Spiel zu treiben. Das Verdienst, das sich Plethon durch die Wiedererweckung des Platonismus im Abendlande erworben, wird ihm unvergessen bleiben; für ihn selbst freilich war das nur der erste Schritt auf dem Wege der Neugestaltung aller irdischen Dinge, wie er sie geplant und in seinen „Gesetzen“ entworfen hatte. Wir aber freuen uns, daß alles Folgende der Welt erspart blieb; die christliche Wahrheit, wie sie Gennadios vertrat, hatte wieder einmal den Sieg behalten.